

Tage – dunkler als die Nacht

Novelle 4

- Silvester 1899 -

Text & Grafik

Moritz Kelheimer

E-mail: Moritz-Kelheimer@web.de

Homepage: www.moritz-kelheimer.com

Instagram: [Moritz_Kelheimer](#)

Facebook: [Moritz Kelheimer](#)

Vermarktung & Vertrieb

Residenzkaufhaus – Stefan Schardt

Neumarkt 57

01662 Meißen

Impressum:

Residenzkaufhaus

Inhaber: Stefan Schardt

Neumarkt 57

01662 Meißen

Telefon: 03521/47 65 188

E-mail: residenzkaufhaus@web.de

Homepage: www.residenzkaufhaus.de

Steuernummer: 209/202/05276

UST-IDNR.: DE 217/572/672

Vertretungsberechtigter: Stefan Schardt

Copyright: Stefan Schardt

ISBN:

*„Denkt daran, wenn es nicht wahr ist, dann ist es Satire!
Euch gefällt diese Veröffentlichung? In diesem Fall, hinterlasst bitte, eine positive
Bewertung!“*

Viel Spaß und habt Dank, euer MoK.

*Moritz
Kelheimer*



Manchmal, da erscheint ein Lebensweg schon bei der Geburt vorgeschrieben. Wie das Wasser in einem Flussbett folgt das Schicksal oft dem einfachsten Weg. Doch genauso wie bei einem Bachlauf mag auch die Zukunft nicht unabänderlich sein. Mit genügend Kraft lässt sich jede Bestimmung ändern und aus einem Rinnsal eine Flut anschwellen, die ihren eigenen Verlauf bestimmt.

Freiburg, 27.11.1944, 19:00 Uhr

Ein Mann in Wehrmachtsuniform musterte das Stadttheater in Freiburg, gegenüber des Platzes, an dem vor sechs Jahren die Synagoge der Stadt fiel. Aus den großen Fenstern, über denen der hohe geschwungene Giebel thronte, drang kein Licht. Die gesamte Altstadt war von der Dunkelheit der Luftschutzverordnung eingehüllt. Fahrräder und Automobile mit abgeschalteten oder abgeklebten Scheinwerfern rollten an dem Soldaten vorbei. Nervös stapfte er durch den Schnee.

„Warten Sie schon lange hier, Benno?“, hörte er eine Frauenstimme hinter sich. Der Soldat drehte sich um und strahlte: „Nein, ein paar Minuten vielleicht. Heil Hitler.“ Der Militärangehörige küsste die Hand der Dame: „Gnädige Frau. Ich bin sehr erfreut, Sie endlich kennenzulernen.“ Die Unbekannte verlangte: „Bitte nennen Sie mich Marina. Wir schreiben uns seit sieben Jahren, da erscheint mir zu viel Förmlichkeit unangebracht.“ Der Mann lächelte und sie erkannte das Manko, von dem er ihr bereits berichtet hatte und das stets sein Selbstwertgefühl untergrub. Die Narbe einer Hasenscharte, welche sich über seiner Oberlippe abzeichnete. Der Wehrmachtangehörige spürte ihren Blick und verdeckte sofort seinen Mund mit seinen schwarzen Lederhandschuhen. „Nein“, forderte die Frau, mit der er bereits so lange Brieffreundschaft hegte, die er heute aber zum ersten Mal persönlich sah: „Ich verstehe ihren Kummer nicht. Die kleine Narbe mindert nicht im Geringsten ihr Erscheinungsbild. Es ist also nur eine Kopfsache.“ Der Soldat, welcher fast einen Kopf größer war, als sie selbst nickte: „Ich wurde stets für mein Aussehen gehänselt. Aber da haben wir ja eine Sache gemeinsam“, erinnerte er sich. Marina lächelte gezwungen. Sie hatte über ihrer Lippe eine fette Warze, welche jeder in der Familie vererbt bekam. Diese hätte man operieren können, wäre sie nicht zu einem Markenzeichen der Tänzerdynastie erklärt worden. Alle Nachkommen ihrer Großmutter, waren berühmte Ballerinas und tanzten auf den bekanntesten Bühnen der Welt. Ihre Oma, ihre Mutter und sie selbst. Die Kunstwelt schwärmte von den „*da Silva Frauen*“ mit deren Warzen über den Lippen. Doch seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten kämpfte Marina noch mit einem anderen Manko.

„Neger, Neger Schornsteinfeger!!!“, mobbten drei Hitlerjungen auf ihren Fahrrädern die Tänzerin, als sie an ihr und dem Wehrmachtssoldaten vorbeifuhren, und klingelten mit den Fahrradbimmeln. „Unverschämte Taugenichtse“, schimpfte Benno hinterher. Marina zuckte mit den Schultern: „Sie haben ja recht. Ich trage Negerblut in mir. Mein Großvater Jeffrey war dunkelhäutig und auch wenn die Finsternis der

Nacht es verbirgt, so ist mein Teint ebenfalls deutlich dunkler als der von arischen Blondinen.“ Der Mann mit der Narbe an der Oberlippe zwinkerte: „Der Mond strahlt hell genug, um zu erkennen, dass es übertrieben ist, Sie so zu ächten. Wären Sie nicht so berühmt, würde es wahrscheinlich niemanden auffallen.“ „Sie sind so nett, wie ich es mir immer vorgestellt habe“, seufzte die Ballerina und fügte hinzu: „Ein erstes Treffen war nach so langer Brieffreundschaft wahrlich angebracht, aber Sie hätten sich deshalb nicht in den Bauch schießen lassen müssen. Geht es ihnen denn wieder gut?“ Der Mann nickte: „Ja, wir hatten mit einem Großangriff der Amis und Tommys in der Normandie gerechnet, aber auf einen solchen Sturm waren wir dann dennoch nicht eingerichtet. Da hat es mich erwischt. Immerhin durfte ich zur Genesung nach München und konnte so meine Eltern sehen.“ Marina lächelte gezwungen: „Und nun sind Sie wiederhergestellt und haben einen neuen Einsatzbefehl für die Westfront?“ „Ja, aber ich wollte die Gelegenheit nutzen, Sie endlich kennenzulernen, und bin daher einen Tag früher losgefahren.“ Die Tänzerin fühlte sich geehrt: „Ihr Brief kam erst heute Mittag an. Das war auch gut so. Auf den großen Bühnen der Welt neige ich nicht zu Lampenfieber, wenn ich aber einen Mann treffen soll, übermannt mich oft die Aufregung.“ Benno lächelte: „Sie sind ausgesprochen liebenswert“, beide sahen sich in die Augen. Schüchtern wandten sie sich ab und blickten auf das Stadttheater. „Hier tanzen Sie also?“, lenkte der Soldat ab und rieb sich unter der Nase: „Ein ganz schön großer Kasten für so eine kleine Stadt.“ Marina antwortete: „Ja, bis vor acht Wochen habe ich hier getanzt. So manche Großstadt besitzt keine solch wunderbare Spielstätte für so viele Zuschauer. Doch nun wurde es geschlossen. Es herrscht jetzt ja der *totale Krieg*. Nun fahre ich eine Straßenbahn.“ „Es sind wirklich seltsame Zeiten“, kommentierte Benno und forderte sie auf: „Zeigen Sie mir doch ein wenig die Stadt und erzählen Sie mehr über sich, bevor uns die Sperrstunde auseinanderreißt.“ Marina nickte und beide gingen durch den Schnee in die Freiburger Altstadt hinein.

Der Wehrmattsangehörige staunte über die Pracht der historischen Häuseransammlung. Hochwertige mittelalterliche- und Renaissance-Architektur reihte sich wie die Perlen an einer Kette aneinander. Das Münster mit dem anschließenden Markt beeindruckte den Frontgänger ebenso, wie die Stadttore, das Rathaus und die barocken Stadtpalais des Adels. Eingehüllt von dem Schnee und der Stille der Nacht wirkte es, als wären beide die einzigen wachen Menschen in der sonst schlafenden Stadt: „Es ist so schön und friedlich hier“, seufzte der Bayer und merkte an: „In den Geschäften gibt es sogar Waren zu kaufen und die Fenster haben noch Glasscheiben. Nach den vielen Luftangriffen auf München nagelt man dort alles einfach nur zu.“ Die Ballerina nickte: „Ja, es ist eine wunderschöne Stadt. Aber weil der Reichsluftschutzbund keine große Gefährdung erkennt, haben wir höchstens für 10.000 Menschen Schutzmöglichkeiten in den letzten Jahren erhalten. Die mittelalterlichen Häuser werden für die restlichen 100.000 kaum Unterschlupf bieten. Sollte das Udenkbare eintreffen, wird es sein, als stünden wir unter freiem Himmel.“ Benno nahm ihre Hand und drückte sie recht vertraut: „An so etwas wollen wir nicht denken.“

Ich möchte mehr über ihre Familie erfahren. Können wir uns irgendwo hinsetzen und reden?“ Die Ballerina überlegte: „Die Gasthäuser haben alle zu. Wir könnten in den Stadtgarten. Am Teich gibt es schöne Parkbänke, dort ließe es sich besser sprechen.“ Der Mann mit der Hasenscharte lächelte und nickte.

Beide liefen die paar hundert Meter an den Rand der Altstadt. Dort breitete sich der Park aus. Am Teich, wo sich die Enten im Schilf versteckten, befreite der Militärangehörige eine Bank von Schnee und Eis. Die kleine Hinweistafel, auf der die Erinnerung angebracht war, dass Juden sich darauf nicht niederlassen dürften, wurde sichtbar. Marina witzelte zynisch: „Das gilt nicht für kriegsversehrte Hasenschartenträger und Negerbräute.“ Er zwinkerte und beide setzten sich. Der Mond strahlte hell durch das gotische Maserwerk des Münsterturmes und das tändelnde Paar lauschte dem Rascheln der Teichbewohner im Schilf. „Erzählen Sie von ihrer Familie. Sie sagten, ihre Großmutter wäre eine große Ballerina gewesen? Wie kam das?“ Die frisch-akquirierte Straßenbahnfahrerin war erstaunt: „Das wollen Sie wirklich wissen?“ Benno nickte: „Es ist mein Wunsch, Sie kennenzulernen. Ich will erfahren, wo sie herkommen. Welche Wurzeln Sie haben.“ „Nun, wenn es Sie so sehr interessiert“, seufzte sie und räusperte sich: „Dann werde ich ihnen erzählen, wie meine Großmutter zu dem wurde, was sie später bekannt machte.“

Lissabon, 21.12.1899, Palácio National da Ajuda

„Meine Oma, Gräfin Ottilie da Silva, entstammte einer eher unbedeutenden Adelsfamilie in Portugal. Auf Grund des Vermögens und Ansehens eines fernen Verwandten hatte der Nachname unserer Vorfahren jedoch einen gewissen Rang und ermöglichte gelegentlich den Zugang zum königlichen Hof in Lissabon. Diesen Umstand wollte meine Urgroßmutter Eleonore ausnutzen, um Großmutter bestmöglich zu verheiraten. Trotz teurer Unterrichtsstunden in Tanz, Musik und gehobener Konversation, blieb Ottilie jedoch lange unvermählt. Ihr Temperament galt als zu ungestüm. Sie war tollpatschig, zu füllig in ihren Proportionen und die fette Warze über der Oberlippe schreckte zusätzlich ab. Die zu erwartende, mickrige Mitgift war dann noch der letzte Makel, welcher jeden Ehe Kandidaten geradezu verschrecken musste. So blieb Ottilie trotz engagierten Einsatz alleine. Dies jedoch wollte meine Großmutter nicht auf sich sitzen lassen und versuchte daher, einen anderen Weg einzuschlagen, um ihre Tochter an den Traualtar zu bringen. Geduldig wartete sie im Palácio auf das Erscheinen des jungen Prinzen Albert von Sachsen. Der Wettiner war dereinst einer der favorisierten Heiratskandidaten für ihre Älteste. Vor kurzem wurde er zum Sonderbotschafter am Lissabonner Königshof ernannt, kam seither regelmäßig in die Residenz und befand sich gerade in der Audienz mit König Karl I. von Portugal.“

„Ihr tut gut daran, Majestät, König Leopold II. von Belgien in seinen Kolonien im Kongo zu bekämpfen. Mein Onkel, König Albert in Sachsen, verurteilt, wie ganz Europa, das unmenschliche und brutale Ausbeutungsregime seiner Warlords in den Afrika. Eure Untertanen in Portugal werden noch erkennen, dass ein nobles Ziel hinter den Kolonialkriegen steht und dass jede verbrauchte Münze gut ausgegebenes Geld ist“, bestärkte er den Monarchen dabei, die menschenfeindliche Ausbeutung in den Kolonien zu bekämpfen, auch wenn dies den Staatsbankrott bedeutete. Der Souverän reichte ihm die Hand: „Ich danke euch, Exzellenz, für eure Loyalitätsbekundung. Meinem Volk fehlen der Weitblick und die Bildung um zu erkennen, wie wichtig die Schlachten dort sind. Und es ist wahrlich nicht einfach für mich, Leopold zu bekriegen, entstammen wir beide doch dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha.“ „Zwischenzeitlich sind wir wohl alle miteinander verwandt. Wenn es danach ginge, dürfte kein Krieg mehr geführt werden, Majestät“, entgegnete der junge Wettiner. Der König war nicht dumm. Dem belgischen Königshaus seine Ländereien in Afrika streitig zu machen, diente nur zweitrangig der Beendigung von Menschenrechtsverletzungen. In der Hauptsache wollte man die herrschaftlichen Kautschukplantagen erbeuten, deren Erträge mit Gold aufzuwiegen waren. Sie hatten die belgische Königsfamilie unermesslich reich gemacht, während der portugiesische Thron unter dem drohenden Bankrott wackelte. So mühte sich der Souverän zumindest in der Heimat um Frieden, besonders innerhalb der Palastmauern.

„Ihr habt recht und ich bin erstaunt, junger Prinz, wie gut ihr zwischenzeitlich unsere Sprache sprecht. Auch bin ich eurer Exzellenz zu Dank verpflichtet, wie wohl ihr euch

um meine Gattin, Königin Amelie d' Orléans, kümmert.“ Albert wurde hochrot. Seine Affäre mit der verheirateten Gemahlin war dem Souverän zwar wohlbekannt und er duldete es. Dennoch war dem Sachsen der Zuspruch des Gehörnten peinlich, auch wenn er ehrlich und aufrichtig gemeint schien. Der König lobte: „Amelie wirkte sehr depressiv, bevor ihr kamt. Nun ist sie glücklich und wahrlich eine Stütze bei der Staatsführung. Sie zeigt sich stolz dem Volk und erfüllt ihre Aufgaben hingebungsvoller, als ich es je für möglich gehalten hätte. Natürlich werde ich weiterhin alles tun, damit euer beider Ruf unbefleckt bleibt. Ich werde, wie mit ihr vereinbart, die Liebenschaft auch künftig leugnen, doch wir drei wissen, welch großen Dienst ihr dem Reich getan habt. Seid ihr sicher, dass ihr die Zeit bis zum Neujahrstag nicht hier, in der Residenz verbringen möchtet?“ Albert wollte nicht verraten, dass ihn die Vorstellung, seine Geliebte ständig an der Hand des Königs zu sehen verletzte. Gerade während der Festtage war es wichtig für das Königshaus, den Schein einer intakten Ehe zu wahren, mit allem, was dazu gehörte. Für den Wettiner war schon der Gedanke kränkend, daher log er: „Ich bin euch äußerst dankbar, euer Gnaden. Aber meine Familie wartet auf mich.“ „Ich verstehe“, seufzte Karl und reichte dem jungen Königsspross erneut die Hand: „So nehmt unsere besten Wünsche mit nach Sachsen und kommt gesund wieder, Prinz.“

Albert verließ den Audienzsaal und wollte sich von Amelie verabschieden, als ihn die Gräfin Eleonore da Silva gegen jedes Protokoll ansprach: „Ihr werdet nicht nur die besten Wünsche des Königs mit nach Sachsen nehmen, sondern auch meine Ottilie.“ Albert der sich noch sehr gut an das schwerfällige Töchterchen der frechen Gräfin erinnerte, negierte sofort: „Das glaube ich nicht, Madame. Was sollte mich dazu bewegen, diesen Tollpatsch an den Hof meiner Familie zu nehmen?“ „Amerika!“, entgegnete sie siegessicher. „Amerika?“, wiederholte der Prinz fragend. „Ja, ich habe euch und die Königin belauscht, als sie zwei sich im dunklen Hofgarten getroffen haben.“ Sie flüsterte: „Die unschickliche Affäre zwischen ihrer Majestät und eurer Hoheit ist kein großes Geheimnis, dass Amelie und ihr jedoch vorhabt alsbald nach Amerika zu fliehen und König Karl alleine auf seinem wackligen Thron zurückzulassen schon. Das dürfte doch für reichlich Verärgerung sorgen. Wie ungeschickt von euch, so detailliert im königlichen Gestrüpp über eure Auswanderungspläne zu debattieren. Wie dumm, wenn dies in die falschen Ohren gelänge.“ Der Sachse reagierte äußerst verstimmt auf den Erpressungsversuch: „Ich schätze das Bemühen, mich zu nötigen überhaupt nicht, Madame.“ Am Gesichtsausdruck des Sachsen erkannte die Portugiesin, dass sie zu weit gegangen war und ruderte sofort zurück. Sie wollte den Prinzen für ihre Pläne gewinnen und nicht gegen sich aufbringen. Ganz vorsichtig erklärte sie daher: „Bitte denkt nicht schlecht von mir und meiner Tochter. Ihr seid unsere einzige verbleibende Möglichkeit. Am portugiesischen Hof ist sie unlängst bei allen brauchbaren Kandidaten durchgefallen. Sie ist nun fast 27 Jahre alt, königliche Hoheit und unverheiratet. Da sind so manche ihrer ehemaligen Freundinnen bereits schon wieder Witwen.“ Sie holte ein Taschentuch hervor und tat so, als würde sie sich ihre Tränen aus den Augen wischen, dabei

waren diese strohtrocken: „Ich hege nicht die Hoffnung, Prinz, dass ihr sie ehelicht, denn ich weiß, wem eure Zuneigung gehört und dass dies seine eigenen Probleme mit sich bringt. Am sächsischen Königshof wäre meine Otilie ein unbeschriebenes Blatt und könnte dort ihr Glück versuchen.“ Sie ging vor ihm auf die Knie, was erneut gegen die Etikette verstieß: „Ich bitte eure Hoheit, im Namen Jesu Christi, es ist doch bald Weihnachten. Zeigt Gnade und nehmt meine Tochter wenigstens für die Festtage mit euch und lasst sie am Hofe verweilen.“ Albert zog die Dame wieder in den Stand und seufzte: „Nehmen Sie sich zusammen Madame. Es ziemt sich nicht in ihrer Stellung, zu betteln, völlig unabhängig, um was es geht. Das ist ein sehr großer Gefallen, Gräfin. Aber Sie sind im Recht, mit vielem, was Sie gesagt haben, ganz besonders jedoch, dass es Weihnachten ist und wir uns auf die Werte unserer Religion besinnen sollten. Dann möge es so sein. Otilie wird mit mir nach Dresden reisen.“ Eleonore verneigte sich demütig: „Ich danke euch so sehr, königliche Hoheit.“

Dresden, 21.12.1899, Residenzschloss

Zur selben Zeit, in der auch Albert zu einem Arrangement gezwungen wurde, weihte die zukünftige Kronprinzessin Sachsens, Erzherzogin Luise von Toskana-Österreich, ihren Gatten, Prinz Friedrich-August, in ihre Pläne für die Festtage ein.

„Der Leiter der sächsischen Hochschule für Künste war heute bei mir“, begann sie zu berichten. Ihr Gemahl gab sich mürrisch, wie in den letzten Monaten gehäuft, da die Ehe des einstigen Traumpaaars, am Abgrund stand: „Bei dir? Was wollte er denn? Seit Onkel Albert ihm diesen monströsen Palast mit der hässlichen Glaskuppel hingestellt hat, führt dieser selbsternannte Kunstkenner sich auf, wie sein eigener Monarch. Aus aller Welt kommen diese irren Kulturverliebten, um dieser Monstrosität zu huldigen.“ „Eben deshalb hat er mich aufgesucht. Er möchte, dass wir einen Gast, der die Akademie derzeit besucht, bei uns beherbergen.“ Der zukünftige Kronprinz lachte laut heraus: „Ist er denn wahnsinnig geworden? Warum sollten wir das tun?“ „Zur Völkerverständigung“, begründete seine Gattin. Der Wettiner wurde misstrauisch: „Weswegen wendet er sich an dich und nicht an Onkel Albert oder Königin Carola?“ Die als rebellisch geltende Österreicherin räusperte sich: „Die haben abgelehnt, weil der Gast den wir aufnehmen sollten, aus einer Republik kommt und daher wahrscheinlich nicht einmal das Protokoll eines Hofes kennt.“ Der Königsspross erwiderte zynisch: „Jetzt weiß ich, warum es der Leiter der Hochschule gerade bei dir versucht. Ist doch allgemein bekannt, dass du mit der Etikette auf dem Kriegsfuß stehst. Nein“, verkündete er bestimmt seinen Entschluss. Luise probierte, sich einzuschmeicheln: „Aber er kommt aus Amerika, einem kleinen Städtchen in Tennessee Namens Dresden.“ „Dresden?“, fragte der Prinz verwirrt zurück. „Ja, einer der vielen Migranten hat dort seiner einstigen Heimatstadt ein Denkmal gesetzt. Der Besucher spricht daher auch sehr gutes Deutsch. Ich habe mit einigen Botschaftern gesprochen. Sie sind ganz begeistert von der Vorstellung, sächsisch-amerikanische Verbindungen zu knüpfen. Viele unserer Manufakturen profitieren doch längst von dem Wirtschaftsaufschwung der Vereinigten Staaten. Nur das Königshaus weigert sich, Freundschaften mit ihnen zu pflegen. Das ist ignorant und rückwärtsgewandt. Es wird uns als Königspaar schaden, Fritz.“ Friedrich-August war nicht begeistert von den modernen Ideen seiner Frau und die Liebe zwischen ihr und ihm war längst erkaltet. Doch die Argumentation, welche sie darbrachte, klang mehr als überzeugend. „Nun gut. Dieser Amerikaner wird offizieller Gast des zukünftigen Kronprinzenpaaars. Ich werde das mit Vater und Onkel absprechen.“ „Ich danke dir, du wirst das nicht bereuen“, versprach seine Frau. „Das will ich hoffen, zu viel Aufregung schadet unserem Ungeborenen“, murrte er und sah auf ihren Bauch. Dann ließ er sich von seinem Kammerherren den Mantel umlegen: „Ich muss los, die Befreiung, meines besten Freundes, des Grafen von Stockhausen steht kurz bevor, berichtete man mir“, süffisant spielte er auf eine weitere Anekdote des Königshauses an: „Wenn unser dienstefrigster Spurendetektiv nicht damit beschäftigt ist, das Verschwinden deiner getragenen Unterhöschen aufzuklären, kommt er bei den wirklich bedeutenden

Kriminalfällen effektiv voran.“ „Das freut mich für dich, Fritz“, lächelte die Prinzessin gekünstelt und streichelte über ihren aufgeblähten Bauch.

Freiburg, 22.12.1899, Altstadt

Prinz Albert und Otilie fuhren indes mit einer Kutsche vom Bahnhof in die Stadtmitte ein. Das mittelalterliche Juwel im Breisgau, wurde wegen seiner Lage seit jeher als Rastplatz königlicher Reisen gewählt.

„Was für ein prachtvoller Theaterbau“, schwärmte die Portugiesin, als die Kutsche an dem Schauspielhaus passierte: „Wie ihr wisst, fröne ich leidenschaftlich dem Tanz.“ Der Sachse erinnerte sich an die erste Begegnung während seiner Kavaliertour durch Lissabon: „Zumindest mein Fuß und meine Nase wissen, wovon Sie sprechen.“ Die Gräfin mit der Warze seufzte: „Ich bin stets zu ungestüm. Die Tanzlehrer verzweifelten an mir. Aber ich liebe die rhythmische Bewegung und kann mich nicht dagegen verwehren. Es tut mir leid, dass ich euch damals getreten und mit dem Fächer geschlagen habe. Mein Talent liegt wohl mehr in der Tollpatschigkeit, denn in der eleganten Kunst der Körperbeherrschung.“ „Mir wurde auf Hofbällen schon schlimmer mitgespielt, Gräfin und Sie waren stets immer respektvoll und liebenswert. Sie werden ihrem Gatten eine gute Frau sein“, prophezeite er. Otilie stöhnte: „Meine Mutter ist ganz versessen auf die Vorstellung mich in den Ehestand zu zwingen. Ich hoffe nur, er wird meine Leidenschaft für den Tanz teilen.“ Der Prinz zwinkerte: „Gewiss wird er das.“

Der Pferdewagen verließ die Stadt. „Kutscher“, rief Albert nervös: „Zum Hotel geht es in die andere Richtung.“ Der Wagenführer erklärte ihm: „Hoheit, ihr seid die persönlichen Gäste des Bürgermeisters. Als er erfahren hat, dass ihr beabsichtigt hier zu nächtigen, ließ er das Hotelzimmer stornieren. Er besteht darauf, euch standesgemäß unterzubringen.“ Der Königsspross war erstaunt. Er stand so weit unten in der Thronfolge, dass ihm diese besondere Ehrung nicht gerechtfertigt schien. Doch dann ahnte er, dass die Affäre mit der Königin von Portugal sich bis hierher herumgesprochen haben musste. Natürlich wussten auch die Repräsentanten Freiburgs, sollte König Karl I. etwas passieren, so könnte eventuell Albert an seine Stelle treten, bis Amelies Sohn volljährig wäre. So erhielt der unscheinbare Sachse die Würdigung eines zukünftigen Monarchen.

Die Droschke brachte ihn und seine Begleitung zu dem kleinen Colombischlössle, das die Stadt gerade erst erworben hatte. Hier sollten die noblen Gäste nächtigen. Die Villa, welche im gotischen Tudorstil erbaut wurde, bestach nicht nur durch ihre exquisite Architektur, sondern auch durch die wunderschöne Parkanlage. „Königliche Hoheit“, grüßte der Stadtvater und verneigte sich demütig. Dann unterbreitete er eine Einladung: „Euer Gnaden, die Bürger von Freiburg würden sich freuen, wenn ihr euch die Ehre geben würdet, einem Schauspiel im Stadttheater beizuwohnen.“ „Das ist ja äußerst nett und willkommen. Ich danke ihnen“, freute sich der Prinz über die Ehrung. Der Bürgermeister lächelte: „Solltet ihr nicht alleine kommen wollen, könnten wir euch auch eine Freiburgerin aus dem Adelsstand an die Hand geben.“ Der Wett-

ner verneinte freundlich: „Ich befinde mich bereits in Begleitung einer charmanten Dame, die ich gerne mitbrächte.“ Der ältere Mann nickte, verbeugte sich und bestieg seine Kutsche: „Dann bis heute Abend, Hoheit.“

Wenig später lauschten die Reisenden dem Gesang, Tanz und Bühnenkunst der Freiburger Darsteller. Albert beobachtete die Portugiesin. Er amüsierte sich dabei, wie sie mit gläsernen Augen jeder dargestellten Szene folgte und mit den Schauspielern mitfieberte. Zwischenzeitlich genoss der Wettiner die Gesellschaft der tollpatschigen, aber liebenswerten Gräfin. Er sah über die Tatsache hinweg, dass ihre Anwesenheit nur durch die Erpressung ihrer Mutter zustande kam. Der Prinz entwickelte Sympathie für die Jungfer und wollte sie in Dresden gut behandelt wissen. „Genießt ihr die Aufführung, Erlaucht?“ „Oh ja, Alteza“, seufzte die Dame ohne ihren Blick von dem Podium zu lassen und fügte hinzu: „Ich bin euch so dankbar, dass ihr mich mitgenommen habt. Wie sehr wünschte ich mir, auch einmal auf dieser Bühne zu stehen.“ „Wer weiß“, entgegnete Albert: „Vielleicht wird es einst geschehen.“

Dresden, 23.12.1899, Residenzschloss

Im sächsischen Königspalast trudelten derweil die Gäste zu den Weihnachtsfeierlichkeiten ein. Luise hatte sich besonders herausgeputzt. Mit ihren elf Hofdamen wartete sie neugierig auf den amerikanischen Besucher, den sie im Auftrag der Hochschule für Künste beherbergen sollte. „Ist es nicht unschicklich, einen Mann in den Privatgemächern des Prinzenpalais zu empfangen, kaiserliche und königliche Hoheit?“, fragte die kürzlich erst in die Position der Haushofmeisterin erhobene Freiherrin von Fritsch und fügte kopfschüttelnd hinzu: „Ganz besonders wenn es ein Monarchiefeind ist.“ Luise winkte ab: „Wir wissen nicht, wie er zu dem Königtum als solches steht. Nur dass er in einer Republik unter demokratischen Werten lebt.“ „Es gehört sich nicht“, stellte die alte Frau wütend klar und schlug mit ihrem Gehstock auf das Tafelparkett: „Euer Schwiegervater, Kronprinz Georg, hat mich schon bei Antritt der Stelle gewarnt, dass ihr dem Hofzeremoniell nicht den nötigen Respekt entgegenbringt. Ich werde dafür sorgen, dass unter meiner Hand das Ansehen der Krone nicht leidet, dem seid versichert, euer Gnaden.“

Der Zeremonienmeister unterbrach die Schimpftirade der Haushofhalterin, um den ersten Besuch anzukündigen: „Die Comtesse, Josefine Dallery.“ „Oh was für eine freudige Überraschung“, staunte Luise. Die Französin diente ihr dereinst als Hofdame und Gouvernante ihres ältesten Sohnes Jury. An Weihnachten vor zwei Jahren, verliebte sie sich in einen reichen Industriellen, der Riechsalz in Amerika verkaufte. Josefine selbst konsumierte das Mittel zur Ohnmachtsbewältigung in rauen Mengen. „Hoheit“, grüßte die vollschlanke Kreislaufgeschwächte und verneigte sich. Lächelnd schüttelte sie dann die Hände der Frauen in der Runde: „Gut sehen Sie aus, meine Damen“, lobte sie und überreichte jedem der Gesellschafterinnen ein Riechsalzfläschchen aus der Manufaktur ihres Gemahls. Luise lächelte und gab das Kompliment zurück: „Setzen Sie sich, Madame. Die Ehe scheint ihnen wohl zu bekommen?“ „Ich habe keinen Grund, Beschwerde zu führen, euer Gnaden“, bestätigte die ehemalige Hofdame. In diesem Moment räusperte sich der Zeremonienmeister.

„Eure kaiserliche und königliche Hoheit, Herr Jeffrey Himba wünscht, euch vorgestellt zu werden.“ „Er darf eintreten“, freute sich die Erzherzogin über den Neuankömmling im Schloss und sah auf die alternden Hofdamen um sie herum: „Bitte, die Damen, stellen Sie sich alle hinter meinem Stuhl auf. Wir wollen unseren Gast nicht gleich umzingeln.“ Die adligen Zofen, befolgten den Befehl ihrer Dienstherrin und staunten nicht schlecht, als der Besucher vor die versammelte, sächsische Weiblichkeit trat. „Frohe Weihnachten, die Damen“, begrüßte der Mann die zukünftige Kronprinzessin protokollfremd mit leichtem, amerikanischen Akzent und verneigte sich. „Ohhhhh!“, stöhnten alle Frauen überrascht und musterten den Gast erstaunt. Nach einer Schrecksekunde bemühte sich Luise, zu lächeln, und sah auf den Künstler: „Ihr müsst das Erstaunen meiner Damen entschuldigen. Wir sind ein wenig frappiert,

denn ihr seid so ...“ „SCHWARZ!“, bluffte die Haushofmeisterin. Die Gastgeberin sah wütend zu ihr: „So athletisch, wollte ich sagen“, vollendete sie ihren Satz und musterte die dunkle, muskulöse Haut, welche durch das dünne, weiße Hemd schimmerte. Der Neuankömmling wusste nicht so recht, was er darauf antworten sollte, und lächelte gezwungen. Für einige Sekunden herrschte peinliche Stille, die lediglich durch die Schnupfgeräusche von Josefine Dallery an ihrem Riechsalzfläschchen unterbrochen wurde. „So halten Sie doch an sich, Madame“, schimpfte die Haushalterin auf die schielende Exilfranzösin. Plötzlich hörte man, wie nach und nach die Verschlüsse der anderen Fläschchen aufplopten. „Also wirklich“, reglementierte die Haushaltsleiterin entrüstet die Gesellschafterinnen, welche sich allesamt vor der Ohnmacht zu schützen suchten, indem sie an den kleinen Flakons schnupperten.

Luise versuchte die hochnotpeinliche Situation aufzulockern: „Woher kommen Sie denn nun wirklich, Mister Himba?“, wollte sie wissen: „Der Leiter der Kunsthochschule erzählte mir, Sie wären aus Dresden in Tennessee?“ Der Besucher nickte: „Das ist richtig. Dort bin ich aufgewachsen und habe die Sprache gelernt. Zwischenzeitlich wohne ich aber in New York und unterrichte an der Brooklyn Academy of Music, darstellende Kunst und Tanz.“ „Wie aufregend“, staunte die Erzherzogin. Der Mann erkannte die Begeisterung der Prinzessin und strahlte: „Ja, wir sind ein durchaus progressiver Haufen und ich bin stets auf der Suche nach neuen Inspirationen für meine Kunst, daher reise ich viel.“ Luise spielte die perfekte Gastgeberin: „Die Freiherrin von Fritsch, wird ihnen ihre Gemächer für den Aufenthalt zeigen.“ „Sollten wir dies nicht noch einmal überdenken, euer Gnaden?“, flüsterte sie so ungeschickt, dass es dennoch auffiel, und fügte an: „Ein Neger bei Hofe, was für ein Skandal!“ Die Österreicherin kümmerte sich nicht um den Einwand. Ganz im Gegenteil. Sie provozierte die alte Giftnatter mit einer Einladung an den Künstler: „Nehmen Sie doch morgen am Mittagssouper teil und lernen sie den Rest der königlichen Familie kennen.“ „Das wäre mir wirklich eine Ehre“, freute sich der Gast über die besondere Ehrung. Luise nickte: „Willkommen bei Hofe, Mister Himba.“ „Vielen Dank“, sprach er und verneigte sich.

Wütend stapfte die Freiherrin mit ihrem Gehstock voraus und der Neuankömmling folgte ihr. Die alte Frau versuchte gar nicht erst, ihre Antipathie zu verbergen: „Starren Sie ja nicht so lüstern auf mein Gesäß. Ich bin keine Ziege auf einer afrikanischen Weide.“ Der Mann nahm es mit Humor: „Sofern sie das nicht sind, sollten Sie aufhören zu meckern“, empfahl er ihr. Die Haushofmeisterin drehte sich zu ihm um und warnte ihn mit erhobenem Zeigefinger: „Sie befinden sich im Haus des Königs. Dem Herrscher von Gottesgnaden und seiner Familie, benehmen Sie sich so. Es war äußerst unhöflich, wie Sie die Prinzessin angesprochen und angesehen haben“, belehrte sie ihn: „Sie müssen ihre Hoheit protokollkonform betiteln, alles andere ist inakzeptabel. Besser Sie kehren gleich wieder in ihre Strohhütte zurück, wo Sie sich hingehören.“ Sie öffnete die Türe zu einem Gästezimmer im Taschenbergpalais und fügte ihrer rassistischen Anklage hinzu: „Ziehen Sie sich morgen beim Souper etwas

Ordentliches an. Man kann ihre ... ihre ...“, sie zeigte auf seine Brustwarzen. Jeffrey stellte sich absichtlich dumm und blickte fragend zu ihr. Widerwillig beendet sie den Satz: „Ihre schwarzen Zitzen kann man durch die Kleidung sehen.“ Trotz aller Beleidigungen musste der Künstler lachen. Alltagsrassismus begegnete ihm schließlich auch in seiner Heimat täglich und er hatte gelernt, sich damit zu arrangieren. Der Amerikaner versuchte sich in der Hofetikette und verneigte sich: „Ja, Hoheit.“ „Pha“, bluffte die Haushalterin nur, wegen der inkorrekten Betitelung und ließ ihn stehen.